Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences
Herausgeber: Swiss Society of the History of Medicine and Sciences
Band: 42 (1985)
Heft: 3-4: Festschrift für Jean Starobinski

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Book reviews
Autor: Ackerknecht, Erwin H. / Bloch, Félix / Boschung, Urs

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen/Book Reviews

Albert von Rohr, *Die Medizinische Poliklinik der Universität Zürich 1835 bis 1983*. Georg Thieme Verlag, Stuttgart/New York 1983. 418 pp. 30 Abb.

Die medizinische Poliklinik in Zürich entstand 1835, d.h. praktisch gleichzeitig mit der Universität und zu einer Zeit, in der erst sehr wenige solche Institute im deutschen Sprachraum existierten. Sie begann mit einem Hinterzimmer im Hinteramt, und obwohl sie sich seither dauernd vergrößert hat, leidet sie immer noch an Platzmangel. Dieser Überblick über die ersten 150 Jahre der Institution ist in 10 Kapitel unterteilt, wovon jedes einem der 10 Direktoren dieses Zeitraums und seinen Aktivitäten geweiht ist. Die Geschichte der Poliklinik zerfällt in zwei große Abschnitte, jeder etwa die Hälfte der Zeit umfassend: erst die Armenklinik (Direktoren: H. Locher-Balber, Fr. Ernst, Fr. Goll, O. Wyss, H. Müller); dann das wissenschaftliche Abklärungs- und Forschungszentrum. Die Direktoren der ersten Periode waren respektable Praktiker, aber übten keine nennenswerte wissenschaftliche Forschung aus. Wie sollten sie auch bei ihrer Arbeitsüberlastung (Hausbesuche!) und der «Sparsamkeit» der Behörden! Die Wendung zur zweiten Periode war durch die Einführung der obligatorischen Krankenversicherung (1928) bedingt, die Armenärzte überflüssig machte. Sie erfolgte unter Nägeli und Löffler. Sie und ihre Nachfolger (Rossier, Hegglin, W. Siegenthaler) haben nicht nur als Praktiker, sondern gerade als Forscher internationalen Ruf genossen. Was sozialmedizinische Leistungen wie Reihendurchleuchtungen etc. nicht ausschloß!

All dies wird in durchaus leserlicher Form (manchmal vielleicht etwas zu ausführlich) erzählt und ist auch meist weit über die Lokalgeschichte hinaus interessant. Auch hier war z.B. die Poliklinik mit ihrem Frauen- und Kinderüberschuß die Mutter der Kinderheilkunde. Leider kein Index.

Erwin H. Ackerknecht

Liselotte Kuntner. *Die Gebärhaltung der Frau; Schwangerschaft und Geburt aus geschichtlicher, völkerkundlicher und medizinischer Sicht*. Hans Marseille, München 1984. 205 Seiten, 88 Abb.

Das zentrale Thema dieser Arbeit ist die Wiedereinführung des Gebärstuhls und der vertikalen Gebärhaltung der Frau, welche die Verfasserin als diplomierte Physiotherapeutin für die beste hält. Folgende Kapitel setzen das Buch zusammen:

1. Geschichte der Frauenheilkunde, Geburtshilfe und Physiotherapie
2. Geburt und Geburtshilfe aus völkerkundlicher Sicht
3. Die Gebärhaltung der Frau
4. Die Geburtsvorbereitung

Im Mittelpunkt des ersten Kapitels stehen die indische und griechische Gynäkologie und Geburtshilfe und, mit Recht, Soranus. Und die Hebammen (Exzerpte von C. Müllers Arbeit über das Lötschental). Die Geschichte der Physiotherapie verdankt ihre Anwesenheit hier wohl der Auffassung der Autorin, daß Physiotherapie neben Chirurgie und Pharmakotherapie eine der drei großen Abteilungen der Therapie ist. Es ist natürlich gefährlich, Jahrtausende auf 30 Seiten zu komprimieren. Es entstehen dann solche Merkwürdigkeiten wie Aetius (6. Jahrhundert), Paulus (geb. 635), Savonarola (geb. 390), J. Rueff (geb. 1500) als «mittelalterliche» Ärzte, usw.

Das zweite Kapitel resümiert die Übersicht von C. S. Ford und neuere ethnomedizinische Forschungen von Schiefenhövel, Uhlig und G. Konrad.

Das dritte Kapitel gibt einen kurzen Überblick über 15 Gebärstellungen und ihre Verbreitung sowie Geschichte und Verbreitung des Gebärstuhls. Arbeiten über den Einfluß der Körperhaltung auf verschiedene Faktoren des Geburtsvorgangs wie intraabdominalen Druck, Hämodynamik, Lungenfunktion usw. werden referiert. Die Autorin empfiehlt hier eine von ihr als Physiotherapeutin entwickelte neue Preßtechnik (Exspiration mit Lippenbremse). Den Abschluß des Kapitels bilden ein Überblick über recht problematische Fragebogenantworten von 200 Frauen, die die Verfasserin wohl physiotherapiert oder geburtsvorbereitet bzw. -instruiert hatte. Die Hälfte sind Zweitgebärende, die das erste Mal horizontal, das zweite Mal vertikal gebaren und natürlich das zweite Mal begeistert waren (Zweitgebärende pflegen das zweite Mal auch horizontal sich viel wohler zu fühlen). Das vierte Kapitel referiert über die «Geburtsvorbereitung» von Read, Velvorsten, Lamaze usw., welche nach Frau Kuntners Meinung natürlich vor allem die krankengymnastische Atemtherapie enthalten muß. Und «Psychosomatik». (Ein paar Gebete taten einst mindestens dieselben Dienste als der heute modische Fremdwortsalat.) Das Buch ist reich und interessant illustriert. Es ist mit viel Fleiß geschrieben, aber die Zitate sind allzu häufig aus zweiter Hand. Und es ist viel propagandistischer und dogmatischer als etwa die von mir in Gesnerus 1983 (Heft 3–4) positiv besprochene Sondernummer von «Curare» über das gleiche Thema, inklusive des dortigen Artikels von Frau Kuntner. Das Buch sagt z. B. nichts über Nachteile der

vertikalen Gebärstellung, die früheren Bettgeburten in Indien oder Griechenland, etc. Es ist sicher, daß an der heutigen Geburtshilfe noch manches zu ändern ist und wahrscheinlich auch an der Gebärhaltung, aber dazu müssen noch viel mehr und andere Daten vorliegen als nur – sicher interessante – historische und völkerkundliche. Oder sollen wir das totale Wickeln der Säuglinge, den automatischen Aderlaß, diverse widersinnige Wochenbettdiäten etc. etc. nur wieder einführen, weil sie auch jahrtausendealt und weitverbreitet waren? Erwin H. Ackerknecht

Blas Bruni Celli, *Bibliografía Hipocrática*. Ediciones del Rectorado, Universidad Central de Venezuela, Caracas 1984. 507 pp., ill. Broschiert Bs. 180,00.

Les bibliographies hippocratiques se suivent et ne se ressemblent pas. Il y a trois ans paraissait *Cinq cents ans de bibliographie hippocratique 1473–1982* de Maloney et Savoie l'année passée nous a gratifiés avec *Corpus Hippocraticum* (et *Corpus Galenicum)* de Gerhard Fichtner à Tübingen, et voici *Bibliografía Hipocrática* de Blas Bruni Celli. C'est une œuvre originale et artisanale. Maloney et Fichtner avaient recours à l'électronique, Bruni a rédigé lui-même les fiches des 4496 citations de sa Bibliographie. La bibliographie de M. Bruni est le prolongement d'un catalogue de sa propre collection d'ouvrages d'auteurs médicaux de l'Antiquité classique. Son ambition était de créer une Bibliographie Hippocratique *complète*. En plus des volumes de sa collection privée l'auteur a dépouillé un certain nombre de monographies et de bibliographies courantes dont il donne la liste. Il a eu un coup de chance (ou de malchance?) quand parut la bibliographie de Maloney. Il se devait d'incorporer les citations de Maloney dans sa propre liste, et il reconnaît ouvertement que son ouvrage serait resté très imcomplet sans l'insertion de ses citations-là. On peut discuter s'il vaut mieux adopter l'ordre alphabétique pur et simple pour une bibliographie comme celle-ci, ou l'ordre chronologique, comme Maloney. La liste des sources bibliographiques comprend presque toutes bio-bibliographies, les catalogues et les traités usuels. On y trouve de la *Bibliography of the History of Medicine* le N° 10 (1970–1974), le N° 15 (1975–1979), mais le N° 5 (1964–1969) manque. Le fascicule N° 17 (1981) est là, mais le fasc. 16 (1980) manque.

On n'en voudra pas trop au typographe vénézolan d'avoir écorché des noms d'auteurs et d'avoir malmené des titres, mais la lecture des épreuves a été faite avec une légèreté impardonnable. En parcourant rapidement l'index des noms d'auteurs on a relevé les coquilles suivantes: Gresemann

pour Grensemann; Hildegard, San pour Santa; Kudlien, Rudolf pour Fridolf; Neubuger pour Neuburger; Papanicokolaos pour Papanikolaos; Psouyopoulos pour Tsouyopoulos (!); Sussman, Muntner pour Muntner, Sussman; Un grand absent est Choulant. Ceci nous amène à poser la question des critères généraux qui ont permis d'inclure ou d'exclure un auteur. La formule donnée est assez générale («tout ce qui a été publié de Hippocrate et sur Hippocrate, étant entendu que par Hippocrate on comprend non seulement la personne, mais l'auteur des œuvres – authentiques ou plagiées – qu'il est convenu d'appeler le Corpus Hippocraticum») pour qu'elle reste obscure dans bien des cas. Des index facilitent la recherche de certains topiques: Principales matières; Titres des traités du Corpus Hippocraticum; Noms des lieux d'impression et des imprimeurs de la plupart des traités. Les notices de certains auteurs, éditeurs, traducteurs ou commentateurs sont accompagnés d'un bref résumé biographique, mais il n'est pas dit pourquoi cet honneur échoit à tel auteur plutôt quà tel autre. On aurait aimé trouver une Table des Matières de ce gros volume.

Il faut dire que la Layout de cette bibliographie a été traité avec une générosité peu commune. Choix des caractères, mise en page, interligne aéré facilitent la lecture. *L'illustration* confère à ce volume une rare élégance, car il est illustré de reproductions de quelque 180 pages de titre, ou de frontispices, tous pris (sauf une) dans des volumes de la collection privée du Dr Bruni. On trouvera réunies dans cet ouvrage des informations dispersées dans quantité de sources d'un accès moins facile qu'ici. Félix Bloch

Maria Teresa Monti, *Catalogo del Fondo Haller della Biblioteca Nazionale Braidense di Milano*, Parte I: Libri; Franco Angeli, editore, Milano.
Vol. II: G–O; X, 641 Seiten, 1984; Lit. 35 000;
Vol. III tomo I: P–S; X, 430 Seiten, 1984; Lit. 28 000;
Vol. III tomo II: T–Z; Appendice: Manoscritti: X, Seiten 431–741, 1985; Lit. 25 000.

1983 erschien der erste Band des Katalogs von Hallers Bibliothek (rezensiert in Gesnerus 41, 1984, S. 349–351). Hier folgen nun drei weitere Bände, mit denen der erste Teil des Werks, die gedruckten Bücher, soweit in Mailand befindlich, umfassend, abgeschlossen ist; 1986–1988 wird voraussichtlich das Verzeichnis von Hallers Dissertationensammlung herauskommen, und zuletzt sollen zwei weitere Bände mit dem Material der übrigen lombardischen Bibliotheken dieses staunenswerte Unternehmen vollenden.

Die drei hier besprochenen Bände enthalten die Titel von G bis Z

(Nr. 2845–8834), die sich im Charakter ihres Inhaltes nicht wesentlich von dem unterscheiden, was auf Grund von Band I festgestellt wurde. Besonderer Erwähnung bedarf jedoch der Anhang zu Band III, Teil II, in dem Frau Dr. Monti die bei der gründlichen Durchsicht vor allem der Sammelbände neu zum Vorschein gekommenen Manuskripte – über 70 an der Zahl –, vorstellt. Haller hatte die Gewohnheit, thematisch Zusammengehöriges binden zu lassen, und so kommt es, daß Briefe, Abschriften, Berichte, Auszüge und Verzeichnisse von fremder und eigener Hand sich zwischen Gedrucktem befinden und der Katalogisierung bisher entgangen sind. Durch eine genaue äußere und inhaltliche, interpretierende Beschreibung der Funde wird dieser Mangel nun behoben. Ein doppelter Index vervollständigt die Erschließung der Manuskripte, die u. a. Autographen von Caspar Bauhin, Haller, Housset, Micheli du Crest, Moscati, John Turberville Needham, Ricou, Zimmermann und Zinn umfassen. Urs Boschung

Friedrich Tiedemann, *Das Hirn des Negers mit dem des Europäers und Orang-Outangs verglichen*. Einführung von Hans-Konrad Schmutz, Marburg an der Lahn, Basilisken-Presse, 1984 (Basilisken-Druck 6) [Nachdruck der Ausgabe Heidelberg 1837]. XXV + 82 Seiten, 4 Tafeln. DM 68,–.

«Die Veranlassung zu vorliegender Schrift gaben die vor einigen Jahren im Britischen Parlamente geführten, und jeden Menschen-Freund ansprechenden Debatten über den Sklaven-Handel und die Emancipation der Neger. Sie bestimmten mich, die von berühmten Naturforschern und Anatomen [Pieter Camper, Samuel Thomas Soemmering, Georges Cuvier] aufgestellte, und fast allgemein angenommene Lehre, die Neger seien eine Menschen-Rasse, welche in der Organisation und den Seelen-Vermögen den Völkern der Kaukasischen und anderen Rassen weit nachstehe, und den Affen nahe verwandt sey, einer sorgsameren Prüfung zu unterwerfen, als es bisher geschehen war.» Mit diesen Worten leitet der Heidelberger Anatom Friedrich Tiedemann (1781–1861) seine wichtige anthropologische Schrift ein, die 1836 erstmals in den Philosophical Transactions der Royal Society und im Jahr darauf in der hier nachgedruckten, erweiterten deutschen Fassung erschien. Tiedemann kommt nach sorgfältigem Studium des Materials mehrerer europäischer Sammlungen und auf Grund der Durchsicht der maßgebenden Reiseberichte zum Schluß, «daß weder im Baue des Hirns noch in den Seelen-Fähigkeiten ein wesentlicher Unterschied zwischen den Negern und Europäern obwalte» (S. 82).

Unter den Auspizien von Prof. Armin Geus hat die Basilisken-Presse

wiederum einen gediegenen bibliophilen Band herausgebracht, der dem Wert von Tiedemanns Schrift und der gehaltvollen Einführung von Dr. Hans Konrad Schmutz wohl ansteht. Urs Boschung

Fridolf Kudlien (Autor und Herausgeber), *Ärzte im Nationalsozialismus*, unter Mitarbeit von G. Baader, M. Gaspar, A. Haug, M. H. Kater, W. F. Kümmel, G. Lilienthal, K.-H. Roth, R. Winau. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1985.

«Tolle Zeiten hab' ich erlebt und hab' nicht ermangelt
selbst auch thöricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot.»

Dieses Goethesche Epigramm könnte man über das hier behandelte Kapitel deutscher Vergangenheit setzen, wären nicht die Folgen dieser Torheiten oft so tragisch gewesen. Jedenfalls war es eine notwendige Aufgabe, der sich diese Gruppe von Ärzten, Soziologen, Historikern unterzogen hat, Mitarbeiter, die sich alle schon durch Studien über Teilaspekte des Themas ausgewiesen haben. Gegenüber früheren Veröffentlichungen will das Buch nicht nur «die Medizin» (wie etwa die Menschenversuche im KZ) darstellen, sondern die einzelnen ärztlichen Persönlichkeiten, deren Haltung, Karriere, Schicksale. Dabei wird angestrebt, bisherige Einseitigkeiten zu korrigieren und sowohl pauschale Anprangerung als auch übertriebene Apologetik zu vermeiden.

Von großem Wert ist die Darstellung der Vorgeschichte einzelner Ärzte und ihrer Bestrebungen, die vielfach unabhängig von und zeitlich vor der NS-Bewegung schon in jener Richtung gingen, welche dann die Partei vertrat: eugenische Programme, die Vorschläge von Hoche und Binding zur Vernichtung unwerten Lebens, aber auch die Naturheilbewegung bzw. biologische Medizin. Hier erfahren wir beiläufig, daß 1934 für das Rudolf-Hess-Krankenhaus in Dresden, die ärztliche Forschungsanstalt für natürliche Heilweise, der Schweizer Bircher-Benner eine Berufung bereits angenommen hatte, jedoch dann «diese ehrende, aber schwierige Aufgabe» altershalber doch ablehnte (er war 67).

Von Bedeutung war auch die politische Vorgeschichte einzelner Ärzte: Paradigma Sauerbruch, über dessen widersprüchliche Haltung Kudlien schon früher publiziert hat. Sauerbruch unterstützte aus seiner konservativ-nationalen Einstellung heraus alles, was Deutschlands Größe diente, stellte sich dem Regime auch öffentlich zur Verfügung und stützte es dadurch. Anderseits versuchte er jüdischen und andern Verfolgten zu helfen und

schloß sich dem Protest der Kirchen gegen die «Euthanasie-Aktion» an. Um so eindrücklicher ist dagegen die ehrenvolle Erwähnung einer ganzen Reihe von eindeutigen Regimegegnern, die ja z.T. mit KZ oder Hinrichtung büßten, sofern sie nicht emigrieren konnten.

Wir erwarten nicht, daß ein solches Buch auf der Gegenseite eine vollständige Liste aller ärztlichen Parteimitglieder, Mitläufer und Sympathisanten bringt. Unter den einflußreichen, maßgebenden Persönlichkeiten, die aufgeführt sind, vermissen wir aber doch einige wichtige Namen, über die man gerne Bescheid wüßte: die Medizinhistoriker Sudhoff und Diepgen, den Genetiker Verschuer und vor allem C. G. Jung, der sich zum Präsidenten der «Deutschen Psychotherapie» (deren Gleichschaltung im Buch erwähnt wird) wählen ließ, mit seiner ominösen programmatischen Erklärung vom Unterschied zwischen jüdischer und germanischer Seelenkunde. Mit dem Verschweigen solcher Peinlichkeiten ist der Nachwelt schlecht gedient. Dies gilt auch für die Stelle, wo ohne Namensnennung angegeben wird, Jaspers habe geschrieben, der Nachfolger von Ludolf Krehl habe 1937 als fanatischer Nationalsozialist seinen Posten erhalten. Wir bedauern ebenfalls, daß die Autoren unkritisch den beschönigenden Ausdruck «innere Emigration» verwenden dafür, daß Ärzte, die nicht oder nicht mehr mitmachen wollten, sich als Militärärzte von der Politik «zurückzogen», also gleichwohl dem Moloch von Hitlers Militärmaschinerie dienten, wie Gustav Sondermann und Gottfried Benn. (Daß Benn selbst seinen Eintritt in den Heeresdienst als «aristokratische Form der Emigration» bezeichnete, verdient u.E. als schamlose Überheblichkeit tiefer gehängt zu werden.) Carl Haffter

C. A. Meier, *Der Traum als Medizin. Antike Inkubation und moderne Psychotherapie.* Daimon Verlag, Zürich 1985.

Wir freuen uns, diese Neuausgabe eines hochbedeutenden Werks anzuzeigen. Inkubation war der Heilungsritus in Form des «Tempelschlafs», der in den Asklepios-Heiligtümern praktiziert wurde. Wie in zahlreichen antiken Bildwerken dargestellt ist, begegnete dort dem heilungsuchenden Träumer das Bild des Gottes, seiner Tochter Hygieia oder ihrer Attribute (z.B. die Schlange), das ihnen den Weg der Genesung anzeigte. Der Autor hat die wohl sorgfältigste Studie dieser Therapie durch Träume geliefert, die natürlich im Rahmen moderner Tiefenpsychologie neue Aktualität bekommen hat. Es war deshalb sinnvoll, der früheren Untersuchung (von 1949) ein Kapitel anzufügen, das den Traum im alten Griechenland behandelt, und als Abschluß die Deutung des Tempelschlafs im Lichte der Jungschen Analyti-

schen Psychologie darzustellen. Der ursprüngliche Text ist insofern modernisiert, als die griechischen Wörter jetzt im Haupttext mit lateinischen Buchstaben gedruckt sind und die Wortform mit griechischen Buchstaben nur als Fußnote erscheint. Die Zahl der Abbildungen ist stark vermehrt, und den sorgfältigen Registern ist noch ein Glossar zugefügt. Carl Haffter

Willem F. Daems, *Johann Anton Grass von Portein (1684–1770)*. Terra Grischuna Buchverlag, Chur 1985.

Ein ungewöhnliches Buch über eine ungewöhnliche Arzt-Persönlichkeit des 18. Jahrhunderts. Dieser Pfarrerssohn aus einer kleinen Gemeinde auf dem Heinzenberg (Graubünden) erwarb eine ausgezeichnete Ausbildung: in Padua bei Santorini, in Basel bei Th. Zwinger, in Oxford, dann zwei Jahre in Leiden bei Boerhaave, zuletzt 14 Monate in Paris. Er kehrte in sein kleines Dorf zurück und praktizierte dort so erfolgreich, daß ihn Kranke aus einem weiten Umkreis aufsuchten und er schon zu Lebzeiten, vor allem aber nach seinem Tode zur Legende wurde. Dies hatte in ärztlichen Nachrufen und schriftstellerischen Würdigungen seinen Niederschlag gefunden. Der Medizinhistoriker Daems hat jetzt wohl definitiv Legende und Wirklichkeit sondern können. Das entscheidend Neue für ihn war das Auffinden des Rechnungsbuches von Grass aus den Jahren 1751 bis 1755. Dieses Praxisjournal verzeichnet allerdings keine Diagnosen, jedoch genaue Angaben über die Patienten und über die abgegebenen Medikamente, Aderlässe, Molkenkuren und andere Behandlungen. Was der Autor aus diesem kostbaren Dokument hat entwickeln können, ist erstaunlich. Wir erhalten ein farbiges Bild der Medizin eines Praktikers jener Zeit, mit ihren historischen Zusammenhängen, aber auch vom Betrieb des Schwefelbades Alvaneu, das Grass ärztlich betreute und wo er selbst kurte. Das Bild wird abgerundet dadurch, daß er der Hausarzt der Dominikanerinnen im Kloster Cazis war und – nicht nur selber Bauer war, sondern auch als Viehdoktor wirken mußte. Daß der Verfasser aus regelmäßigen Ferienaufenthalten mit diesem Teil von Graubünden engstens vertraut ist, wird spürbar aus seiner liebevollen und oft humorvollen Darstellung. Er hat es verstanden, damit ein Werk zu gestalten, das zugleich den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen genügt und für den interessierten Laien zur fesselnden Lektüre wird.

Carl Haffter

Markwart Michler und Jost Benedum, *Einführung in die Medizinische Fachsprache*. Medizinische Terminologie für Mediziner und Zahnmedizi-

ner auf der Grundlage des Lateinischen und Griechischen. Unter Mitarbeit von Inge Michler und Michael Michler. Zweite, korrigierte Auflage. Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg/New York 1981. XIV + 358 Seiten, mit Zeichnungen. Geheftet DM 78,–.

Die erste Auflage ist 1972 erschienen. Seit Jahren bietet mir dieses Buch die Grundlage zur Vorbereitung der Winter-Terminologiekurse für Medizinstudenten der Universität Zürich. Es gibt Teilnehmer, die es selber erwerben, denn wegen seiner Reichhaltigkeit eignet sich das Werk als Begleiter durch das ganze Studium und durch die spätere Praxis. Unerwartete Fragen lassen sich oft durch einen Griff nach Michler/Benedum beantworten.

Ein fesselndes Vorwort erläutert an Mustern, wie wissenschaftliche Ausdrücke entstehen. Das Vokabular ist auf die Fachsprache ausgerichtet und sinnvoll geordnet, zeigt die Zusammensetzung und Verwandtschaft der Wörter und arbeitet durchwegs mit Beispielen. Ich habe das Buch nie von vorne bis hinten gelesen; dennoch ist das gebrauchteste meiner drei Exemplare vom vielen Nachschlagen und Herumtragen nicht mehr dunkelblau, sondern bis zu einer helleren Tönung abgegriffen. Es fällt wegen des festen Bundes nirgends auseinander. Zu den Vorteilen gehört die Angabe der betonten Silbe durch einen Punkt, der unter den betreffenden Vokal gesetzt ist. Wohl aus drucktechnischen Gründen fehlen leider diese Zeichen im kleiner gedruckten Wortregister (S. 275–357), so daß man bei solchen Fragen zuerst hinten nachsehen und darauf nach vorne blättern muß. Für die zweite Auflage hat der Verlag nicht mehr das blütenweiße Papier der ersten benützt; vielleicht wird er bei der dritten darauf zurückkommen. Denn Michler/Benedum ist (besonders mit der Ergänzung durch das Lehrbuch von Murken) heute in deutscher Sprache die führende Einübung der ärztlichen Terminologie: eine Fundgrube. Heinz Balmer

Ortrun Riha, *Meister Alexanders Monatsregeln,* Untersuchungen zu einem spätmittelalterlichen *Regimen duodecim mensium* mit kritischer Textausgabe. Würzburger medizin-historische Forschungen, Band 30, herausgegeben von Gundolf Keil. Horst Wellm Verlag, Pattensen/Han. 1985. 1 Abb., 299 Seiten.

Studienbegleitend und in relativ kurzer Zeit bearbeitete die junge Ärztin *Ortrun Riha* eine ansprechende Dissertation auf dem Gebiete der Heilkunde. Ihr Thema, die sogenannten Zwölfmonatsregeln, umfaßt nicht nur die Medizin- und Pharmaziegeschichte, sondern legt besonderes Gewicht auf die Interpretation der Anweisungen zu einem heilen, gesunden Leben.

Die Überlieferungsgeschichte dieser Diätvorschriften, der *Regimina,* deren Höhepunkt im bekannten *Regimen sanitatis Salernitanum* erreicht wurde, ist breit gefächert und überreich an erforschten und noch im Dunkel liegenden Quellen, was in der vorliegenden Studie mit Akribie und umfassender Kenntnis dargestellt wird. Man stellt einmal mehr fest, daß die Übersicht über die Thematik immer schwieriger wird. Es ist der Autorin unter der kompetenten Anleitung ihres Doktorvaters, Prof. Dr. Dr. Gundolf Keil, zu danken, daß sie versucht hat, alle zu diesem Bereich gehörenden Quellen und deren Bearbeiter aufzulisten. Wir finden diese Zusammenstellung im Kapitel «Zum Stand der Forschung zu Meister Alexanders Monatsregeln» (S. 26). Es war Gerhard Eis, der Heidelberger Germanist, der 1950 die «systematische Erfassung deutschsprachiger *Regimina duodecim mensium* eröffnete». Seither sind viele Handschriften mit gleichlautendem oder ähnlichem Text aufgefunden worden. Diese Literaturgattung begann schlagartig im 9. Jahrhundert mit mehreren Strängen von lateinisch verfaßten Zwölfmonatsregeln. Schon Henry E. Sigerist, der Altmeister der Medizingeschichte, beobachtete, daß «die frühmittelalterlichen Monatsregeln einen ausgeprägten Gestaltswandel zeigen, der das Rekonstruieren eines gemeinsamen Archetypus zu einem schwierigen, wenn nicht hoffnungslosen Unterfangen macht» (Dissertation *Riha,* S. 15).

Für die Textgeschichte von Meister Alexanders Monatsregeln kann nach vorliegenden Forschungen der lateinisch geschriebene Madrider Codex Nr. 8769, der *«Melleus liquor...»* eines Alexander Hispanus, als «Archetyp» bezeichnet werden. Anhand desselben, den K. Sudhoff 1936/37 als erster edierte, bringt *Ortrun Riha* «die Lesarten der übrigen lateinischen Textzeugen». (Ss. 78–130). Im weiteren werden die deutschen Übersetzungen: die wörtliche, die Teilrezeption, die textnahe Bearbeitung, die eigenständige Fassung und schließlich die «kontaminierte Fassung» der betreffenden Handschriften gegeben (Ss. 133–249). Betreffs letzterer ist zum Monat Mai zu bemerken, daß der dort erwähnte Topos vom giftigen Tau vom Himmel bereits in den lateinischen Handschriften des 9. Jahrhunderts erscheint. Dieser Topos wird auf Seite 247 wie folgt beschrieben: «In dem meÿenn solltu kein haubt vonn keinem tier essenn, wann von dem taw, do es jnnen get, ist alles eÿttrig in der zeit von der erdenn. Dar vmb solltu dich hůtenn vor dem taw, dastu sein nit niessest.» Die lateinische Version aus dem 9. Jahrhundert lautet: «Mense madii nullum rem capud nec pedes non manducare quia tunc de caelo interea descendunt, venena mala et deteriores surgunt.» Dem Verfasser dieser Bibliographie gelang es trotz Nachfragen bei kompetenten

Stellen des In- und Auslandes nicht, den Ursprung dieses Topos zu eruieren.

Im folgenden *Glossar der Pflanzennamen* greift die Autorin mit Vorteil auf die Interpretationen zurück, die der deutsche Pharmaziehistoriker Werner Dressendörfer in seiner 1978 erschienenen Dissertation «Spätmittelalterliche Arzneitaxen des Münchner Stadtarztes Sigmund Gotzkirchner aus dem Grazer Codex 311» bringt.

Den Schluß der Studie von *Ortrun Riha* bilden das umfangreiche benutzte Schrifttum, die Zusammenfassung, das Schlußwort und ein bemerkenswerter Nachtrag, in welchem auf zwei weitere lateinische Textzeugen von Meister Alexanders Monatsregeln hingewiesen werden kann. Die beiden liegen im *Wellcome Institute for the History of Medicine* in London. Ein Glück für *Ortrun Riha,* daß, wie sie auf S. 287 schreibt, diese beiden Handschriften es nicht erforderlich machten, den am Madrider Codex orientierten lateinischen Text ändern zu müssen.

Gerade diese Tatsache zeigt, daß auch nach Erscheinen dieser umfassenden und wissenschaftlich perfekt erarbeiteten Studie die Entdeckung weiterer Quellen zu den Zwölfmonatsregeln möglich sein wird.

Hans-Rudolf Fehlmann

Johannes Krähe, *Die Diskussion um den ärztlichen Kunstfehler in der Medizin des 19. Jahrhunderts.* In: Marburger Schriften zur Medizingeschichte 13. Frankfurt am Main/Bern/New York 1984.

Von den USA ausgehend, ist heute die Diskussion um den ärztlichen Kunstfehler auch in Europa mehr und mehr zu einem umstrittenen Gebiet geworden. Um so aktueller erscheint diese als Dissertation vorgelegte Arbeit über die Entwicklung des Kunstfehlerbegriffes im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Der Kunstfehlerprozeß vor der Kriminaljustiz in Berlin gegen einen hochgestellten Charité-Arzt im Jahre 1811 löste zu Beginn des Jahrhunderts eine verstärkte Beschäftigung mit der Kunstfehlerproblematik aus. Nach einem kurzen Rückblick auf das «Ius talionis», das Vergeltungsrecht, das in Antike und weitgehend noch im Mittelalter auch gegen Ärzte zur Anwendung kam, sowie auf die «Constitutio Criminalis Carolina» (Karl V.) beschreibt der Autor die verschiedenen Definitionsversuche des ärztlichen Kunstfehlers, die sich zu Beginn durch einen gewissen Definitionsnihilismus charakterisierten: wo keine verbindlichen Therapierichtlinien, da gibt es auch keinen Kunstfehler. Durch Rudolf Virchow gewannen aber solche Versuche an Profil, weil er sich trotz schwerwiegender Bedenken für die Existenz, wenn auch nicht vieler, verbindlicher Richtlinien ärztli-

chen Handelns aussprach. Schuld im juristischen Sinne liege aber nur bei Grobfahrlässigkeit vor. Außerdem solle der Arzt im Prozeß durch vorher eingeholte Fachgutachten geschützt werden. Allerdings fanden Virchows Vorschläge in dem 1870/71 für das Deutsche Reich verbindlich gewordenen Strafgesetzbuch keinen Niederschlag. – Als in den folgenden Jahrzehnten die Therapierichtlinien durch die Antisepsis eindeutiger wurden, nahmen zwar die Kunstfehlerprozesse zu, doch wurde die Rechtspraxis etwas weniger verwirrlich. Außerdem waren die Versicherungen mit Angeboten zur Haftpflichtversicherung rasch zur Hand. Die Lektüre der sehr interessanten Arbeit hinterläßt den Eindruck, daß die Klarheit, worüber in einem Kunstfehlerprozeß überhaupt zu Gericht gesessen wird, damals wie heute oft zu wünschen übrig läßt. Antoinette Stettler

Huldrych M. Koelbing, *Christian Sigismund Fingers Dissertation «Über den schädlichen Einfluß von Furcht und Schreck bei der Pest» (Halle 1722)*, in: Veröffentlichung der SGGMN 33, Aarau, Frankfurt/Main, Salzburg 1979.

Daß es bei Erdbeben usw. immer auch Tote zu beklagen gibt, die nicht der eigentlichen Katastrophe zum Opfer fallen, sondern einem Herzschlag, den sie aus Schreck erleiden, ist eine bekannte, von der Medizin mehr oder weniger verdrängte Tatsache. Um so größer ist das Verdienst des Autors, eine Dissertation des frühen 18. Jahrhunderts durch Übersetzung aus dem Lateinischen an den Tag gehoben zu haben, die sich mit der Krankheitserregung aus Furcht und Schreck befaßt. Und zwar handelt es sich dabei nicht um irgendeine der uns heute als psychogen verursacht geltenden Krankheiten, sondern um die Beulenpest, von der wir heute mit Sicherheit wissen, daß sie durch den Rattenfloh auf den Menschen übertragen wird. Nichtsdestoweniger ist zu bedenken, daß bei einer Bevölkerungskatastrophe, wie es eine Beulenpestepidemie jedesmal war, einige Menschen dem schieren Schreck vor solchem Ereignis schon vor der Ansteckung erlegen sind. Daß die mehr schleichende Furcht eine mögliche Heilung verzögerte, ist mindestens denkbar. Insofern ist diese Dissertation ein Beitrag zur Geschichte psychosomatischer Beobachtungen und Konzepte, wie es auch der Untertitel aussagt. Eine pertinente Einführung, welche die Tatsachen der Pestgeschichte des 18. Jahrhunderts festhält, begleitet diesen ungewöhnlichen Fund aus der Tiefe der Bibliotheken. Antoinette Stettler

Heinrich Schipperges, *Historische Konzepte einer Theoretischen Pathologie.* Berlin/Heidelberg/New York/Tokio 1983.

Heinrich Schipperges, der schon seit langem die Nahtstelle der antik/arabischen Medizinaltradition bearbeitet, die sich im Spanien des 10. bis 12. Jahrhunderts mit der abendländischen Wissenschaft zu verschmelzen begann, legt mit dieser Schrift wiederum eine Arbeit vor, die er aus Handschriften spanischer Bibliotheken zusammengestellt hat. Wer nun allerdings eine Abhandlung über theoretische Pathologie erwartet, welche an unsere heutigen Begriffe der pathologischen Anatomie und Physiologie in historischer Verlängerung anschließt, sieht, daß es dem Autor vielmehr darum geht, eine ganzheitliche Zeit darzustellen, in welcher die Medizin noch eins mit dem kosmologischen und alchemistischen Ideengut war. Die von ihm behandelten Konzepte «Theoretischer Pathologie» beziehen sich demnach auf die sogenannt okkulte Tradition der Medizin, Konzepte, die in ihrem Eklektizismus so faszinierend wie einem breiteren Leserpublikum weitgehend unbekannt sind. Auf diesem Gebiet fordert der Autor mit Recht noch weitere, eingehende sozio-kulturelle Studien. Andererseits gelingt es Schipperges aber auch nicht, den «Findling» in Gestalt von Rudolf Virchows Zellularpathologie aus dem Wege der pathologie-theoretischen Konzepte zu schaffen, dem Konzept, dem bekanntlich die ganze Schulmedizin bis heute folgt. Virchows Zellularpathologie stellt nach Schipperges einen «säkularen Paradigmawechsel» dar. Wie er aber selbst feststellt, ist die «wahre Hinterlassenschaft großer Männer an der Entwicklungsfähigkeit ihrer Ideen» zu bestimmen. An der stattgehabten Entwicklungsfähigkeit kosmologischer und alchemistischer Ideen für die heutige Astronomie und Chemie ist keineswegs zu zweifeln. Demgegenüber bewähren sich die vom Autor beschworenen Ganzheitskonzepte kosmologisch/alchemistisch/anthropologischer Art heutzutage bestenfalls in der Paramedizin. Wie faszinierend und fruchtbar für die anderen Wissenschaften die kosmologischen und alchemistischen Konzepte auch gewesen sein mögen, für die heutige Medizin, welche sich um eine umfassende anthropologische Anschauung bemüht, ist seit der Zeit Virchows der "point of no return" im Sinne der Integration der Naturwissenschaften wohl überschritten worden. Antoinette Stettler

Paul Feyerabend, Christian Thomas (ETHZ) (Herausgeber), *Kunst und Wissenschaft.* Zürich 1984.

Wieder legen die Herausgeber einen aus einem Symposium an der ETHZ hervorgegangenen Band vor, der die Fachdisziplinen weit überschreitet und

zu integrieren versucht. Das Zentrum der Auseinandersetzung von Kunst und Wissenschaft bildet der Fall Goethe versus Newton über die Brechung des Lichtstrahles im Prisma; ein solches ist sogar dem Buch beigelegt, damit jeder Leser sich sein eigenes Farbbild machen kann. Die auf diese Kontroverse bezüglichen Referate werfen der Naturwissenschaft einerseits vor, sich nicht ernsthaft mit Goethes Farbenlehre zu beschäftigen, was die anderen Referate aber geradezu widerlegen. Auch wenn Goethes Festhalten am Ur-Phänomen für die Physik nicht viel beiträgt, wurde es für die Biologie fruchtbar. Das Vorgehen Goethes in der Naturbetrachtung wird ausführlich dargelegt. Feyerabend vertritt in einer weitausholenden Argumentation, die auf Aristoteles und seine Schriften über das Kontinuum im Gegensatz zum Aggregat zurückgeht, den Standpunkt, daß der Streit Goethe/Newton eine vordergründig falsch gestellte Frage sei. Es gehe dabei im Grunde nicht um die Mathematisierung der Naturerfahrung versus Spontanerfahrung, sondern vielmehr um das von der Mathematik noch nicht gelöste Problem der Paradoxien des Zenon, des Eleaten (Achilles und die Schildkröte). «Mathematische Entitäten sind nicht Gegenstände, die zusätzlich zu den physikalischen Gegenständen und getrennt von ihnen existieren, sie sind Eigenschaften physischer Gegenstände, von denen man getrennt *reden* kann, *ohne* die physikalischen Eigenschaften stets *mitzuerwähnen*», wie es Feyerabend frei nach Aristoteles ausdrückt. Somit erweist sich das Problem Goethe/Newton als Scheinfrage. – Für den Wissenschaftshistoriker, sofern er sich als Historiker versteht, seien ferner die Abhandlungen von Golo Mann, Martin Schaffner und Peter Hughes zur Lektüre empfohlen. Diese Autoren setzen sich mit verschiedenen Aspekten der Geschichtsschreibung auseinander und kommen, jeder auf seinem Weg, zum Schluß, daß Geschichte schreiben mit künstlerischer Kreativität einiges zu tun habe – «der Roman mit Lücken (des Nichtwissens)».

Weitere Diskussionsschwerpunkte sind Musik, Architektur, Nützlichkeit von Kunst und Wissenschaft im sozialen Umfeld und vieles andere mehr, auf das im Rahmen einer wissenschaftshistorischen Zeitschrift leider nicht eingegangen werden kann. Antoinette Stettler

Rio Howard, *La bibliothèque et le laboratoire de Guy de la Brosse au Jardin des Plantes à Paris*. Coll. Histoire et civilisation du livre, N° 13. 133 p., Droz, Genève 1983.

Cet ouvrage d'érudition – précédé d'une excellente introduction – contient la transcription détaillée de l'inventaire de la bibliothèque et du laboratoire de

Guy de la Brosse, tel qu'il fut dressé – quelques jours après sa mort – le 5 septembre 1641 par les notaires chargés de l'évaluation de ses biens. Ce document, qui comprend une cinquantaine de folios, est actuellement conservé au Minutier Central des Archives Nationales à Paris.

Guy de la Brosse, un des médecins ordinaires de Louis XIII, n'était pas membre de la Faculté de médecine de Paris, et, ardent partisan de la médecine «chimique», il était de ce fait en totale opposition avec les autorités médicales de son temps. On sait qu'il fut le créateur du fameux *Jardin des Plantes* de Paris et qu'il porta un intérêt tout particulier à l'étude systématique des «vertus» thérapeutiques des plantes au moyen de l'analyse chimique. Pour ces raisons, l'inventaire du contenu de sa bibliothèque et de son laboratoire présente indéniablement le plus grand intérêt pour l'histoire des sciences. Cet inventaire permet en effet de connaître le détail des livres qu'il possédait, quels instruments il utilisait dans on laboratoire et quelles substances il y conservait. De plus, il nous renseigne sur les premières années *du Jardin des Plantes,* sur les «paracelsiens» français de l'époque et sur le développement de la chimie en France au début du XVIIe siècle.

La bibliothèque – riche de près de 1400 volumes – comprenait des ouvrages de médecine (environ un tiers), des ouvrages de chimie et des disciplines voisines, ainsi que des livres d'histoire, de botanique, de mathématiques et d'astronomie. Dans les identifications et les annotations accompagnant les descriptions des ouvrages, Rio Howard s'est efforcé de rechercher les renseignements les plus complets (nom des auteurs, dates de naissance et de mort, titre de l'œuvre, etc.) et il y ajoute même des références supplémentaires en rapport avec les biographies des auteurs. Quant au laboratoire, la description qui nous en est donnée démontre qu'il était fort bien équipé – malgré ses modestes dimensions – et certainement très utilisé. Il est assez représentatif des laboratoires similaires de son époque, mais s'en distingue par l'abondance des substances végétales (essences, sirops, extraits et distillats), contrastant avec le manque relatif des préparations «métalliques».

Roger Mayer

W. Gerlach, *Otto Hahn. Ein Forscherleben unserer Zeit. 1879–1968.* Von Prof. Dr. W. Gerlach, ergänzt und herausgegeben von D. Hahn. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart 1984. 265 Seiten, 53 Abb. (= Große Naturforscher unserer Zeit, Band 45). DM 39.–.

Die in zwei Teilen gegliederte hochrangige Biographie (Teil I: Otto Hahn – Ein Forscherleben unserer Zeit [Walther Gerlach], und Teil II: Übersichten

[Dietrich Hahn]) informiert detailgetreu über das persönliche und wissenschaftliche Leben und Werk des Radiochemikers Otto Hahn. Sein Freund und Vertrauter, Walther Gerlach, selbst einer der bekanntesten Physiker unserer Zeit, zeichnete mit souveräner Sachkenntnis die wichtigsten wissenschaftlichen Stationen dieses Forscherlebens nach. Otto Hahn, Begründer der Kernchemie und einer der großen Pioniere der modernen Naturforschung, wurde durch die epochale Entdeckung der Urankernspaltung im Dezember 1938 zum Vater des Atomzeitalters und damit zu einer einzigartigen weltgeschichtlichen Gestalt. Die Schilderung von Otto Hahns Lebenswerk beschränkt sich nicht nur auf die Entdeckung der Kernspaltung, sondern ist durch Details seiner Entdeckungen auf dem Gebiet der Radiochemie, Physik und Geologie ausgezeichnet. Dem Leser erschließen instruktive Übersichten, so die Zeittafel 1879–1968, seine wichtigsten Entdeckungen und Methoden, Zeugnisse über Otto Hahn, akademische Titel, Ämter und Auszeichnungen, nebst einer Bibliographie aller Originalarbeiten und einer Auflistung der Sekundärliteratur, die große menschliche Persönlichkeit des Wissenschaftlers, dessen engagierter Pazifismus und tiefer Humanismus das Persönlichkeitsbild prägte. Eine authentische Quelle erster Ordnung, die der Gerlachschen Analyse zukommt. G. Schramm

Jochen Kreidel, *Johann Heinrich Dierbach* (1788–1845). Ein Beitrag zu Leben und Werk des Heidelberger Hochschullehrers. Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 22. Deutscher Apotheker-Verlag, Stuttgart 1983. 222 Seiten.

Die Entwicklung der Naturwissenschaften im späten 18. und 19. Jahrhundert wurde wiederholt beeinflußt durch das wissenschaftliche Wirken von Apothekern bzw. Pharmazeuten. Seit einiger Zeit werden am Institut für Geschichte der Pharmazie der Universität Marburg/Lahn Untersuchungen vorgenommen, am Beispiel von Einzelschicksalen, den Anteil der Pharmazeuten an den Fortschritten der Naturwissenschaften zu präzisieren. Dies gilt nicht allein für arrivierte, sondern auch für Wissenschaftler, die oft aus sehr peripheren Gründen am Erfolg gehindert wurden. Hierzu zählt Johann Heinrich Dierbach, dessen Name noch heute in Fachkreisen bekannt ist, der aber trotz des Vorliegens kleinerer Publikationen nie ausführlicher zur biographischen Bearbeitung kam.

Die vorliegende Dissertation gibt einen Einblick in Leben und Werk des Heidelberger Universitätsprofessors, der nach bestandener Reifeprüfung eine Apothekerlehre bei Wilhelm Mai in der Universitätsapotheke zu

Heidelberg absolvierte und sich sodann an der Heidelberger Universität dem Medizinstudium zuwandte. Als promovierter Arzt wurde ihm die Erlaubnis zur Ausübung des Arztberufes erteilt, wovon er jedoch nie Gebrauch machte. Sein Streben galt einer Dozentur an der Hochschule seiner Vaterstadt. Dierbachs Hochschullaufbahn war gezeichnet von großen finanziellen Entbehrungen und persönlicher Diskriminierung. Zeitlebens war er gezwungen, sich durch Eingaben um Besoldungszulagen zu bemühen, und konnte nur mit Mühe seine Familie ernähren.

Dierbachs Arbeits- und Forschungsgebiet war für einen Professor der Medizin überaus breit gefächert. Wenngleich es in mancher Hinsicht als untypisch erscheinen mag, war es doch primär botanisch-pharmakognostisch orientiert.

Der Autor behandelt anhand von Quellenmaterial Herkunft und Familie, Schulzeit und Studium, Wohnungen Dierbachs, vornehmlich jedoch Dierbachs Tätigkeit als Hochschullehrer und dessen Beziehungen zu Gelehrten seiner Zeit (Philipp Lorenz Geiger, Karl Christian Gmelin, Friedrich Reuss, Johann Bartholomäus Trommsdorff und Carl Friedrich von Gärtner). Zur Besprechung kommen Dierbachs Werke, so der «Grundriß der Receptirkunst» (1818), die «Flora Heidelbergensis» (1819), die «Anleitung zum Studium der Botanik» (1820), ferner «Die Arzneimittel des Hippokrates» (1824), die «Beiträge zu Deutschlands Flora» (1825/33), die «Systematische Übersicht der um Heidelberg wildwachsenden Gewächse ...» (1827), «Die neuesten Entdeckungen in der Materia medica» (1828 und 1837/47) und die «Flora mythologica» (1833). Beachtenswert ist die naturwissenschaftlich-historische Arbeit Dierbachs, die in den Kapiteln der Schilderung seiner Vorlesungen über historische Themen, mit einem Exkurs über die Bücher des Aulus Cornelius Celsus und Dierbachs Bedeutung als Pharmaziehistoriker zur Darstellung kommt. Die Schlußkapitel «Dierbachs Herbarium» und «Dierbachia solanacea» sind wiederum seinem Wirken in der Botanik gewidmet.

Quellennähe und quellenkritische Auswertung zeichnen den wichtigen Beitrag zur Geschichte der Pharmazie aus. Gottfried Schramm, Zürich

Alfred Stückelberger, *Vestigia Democritea*. Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 1984.

Diese interessante und gründliche Arbeit ist in der Reihe «Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft» erschienen. Wenn auch der Untertitel «Die Rezeption der Lehre von den Atomen in der antiken Naturwissenschaft

und Medizin» auf die Belange der Geschichte im Sinne des Gesnerus-Fachbereiches hinweist, so sei doch vermerkt, daß hier das Werk eines Altphilologen vorliegt. Als solches beeindruckt es durch seine Akribie und Gelehrsamkeit. Vom Standpunkte des heutigen Naturwissenschaftlers besteht beim Vergleich modernen Wissens mit antiken Erkenntnissen stets die Gefahr, daß wir unsere heutigen Anschauungen auf eine doch fremde Vergangenheit extrapolieren. Was hat der von Demokrit geschaffene Begriff des «Atoms» mit unserer modernen Atomlehre gemein? Ich erinnere mich an ein langes Gespräch mit dem Nobelpreisträger Werner Heisenberg, in welchem er darlegte, Plato (in seinem Dialog Timaios) sei der heutigen Lehre von den Atomen nähergekommen als der Schöpfer des atomistischen Weltbilds Demokrit.

Mit diesen Vorbehalten im Auge überläßt man sich gern dem faszinierenden Reichtum des Denkens antiker Autoren rund um die korpuskulare Materievorstellung. In großer Ausführlichkeit ist ein Kapitel den Spuren Demokrits im Corpus Hippocraticum gewidmet. Verdienstvoll sind auch die Versuche, in die bei den Alten wenig entwickelte Experimentierfreudigkeit und in die entsprechend mangelhaft beschriebenen Experimente Klärung und Verständnis für uns Heutige zu bringen. So widmet der Autor ein ganzes Kapitel dem «Versuch mit dem Wachsgefäß»: «Wenn jemand ein ‹Wachsgefäß› formt, seine Öffnungen gut abdichtet, so daß kein Meerwasser eindringen kann, und es dann ins Meer versenkt, dann wird das durch die wächsernen Wandungen eintretende Wasser trinkbar» (Aristoteles, Meteorologika).

Für die Leserschaft des «Gesnerus» sei, gleichzeitig illustrierend für die alte atomistische Denkweise und für unser Bedürfnis, im Alten das Moderne vorgebildet zu erkennen, auf das Buch «De genitura» aus dem Corpus Hippocraticum hingewiesen. Es geht um die Lehre, daß das Sperma aus dem ganzen Körper stamme und daß diese Lehre nicht irgendeine zufällig entworfene medizinische Spekulation ist; sie sei vielmehr ein Ausdruck konsequenten atomistischen Denkens. Es geht nämlich darum zu erklären, weshalb Kinder ihren Eltern gleichen können, und zwar auch Töchter ihren Vätern und Söhne ihren Müttern, wobei sich diese Ähnlichkeiten auf die verschiedensten Merkmale am Körper beziehen können; wir würden heute von Erbfaktoren sprechen. Mit den unveränderlichen Atomen ist nun tatsächlich eine Grundlage gefunden, die geeignet ist, von Generation zu Generation sich vererbende Merkmale zu erklären. «So wurde durch die Einführung des Atombegriffs in jener Zeit erstmalig dem biologischen

Denken eine kleinste morphologische Einheit gewonnen, die sich besonders zur Lösung der Vererbungsfrage fruchtbar erwies» (Erna Lesky). (Dem Rezensenten scheint es etwas gewagt, Gene und Demokrits Atome als Träger der Erbfaktoren in Parallele zu setzen.)

Doch sind Parallelen in der *Denkweise* bei den alten Griechen, besonders in hellenistischer Zeit, und der rationalen Naturforschung von heute frappant. Der große Mediziner, Anatom und Physiologe Erasistratos pocht bei seinen Studien auf das «mit den Sinnen wahrnehmbare, mit dem Verstand erschließbare», jenem *κατὰ τὸ λόγῳ θεωρητόν*. Jean Druey

Christoph Meinel, *In physicis futurum saeculum respicio*. Joachim Jungius und die Naturwissenschaftliche Revolution des 17. Jahrhunderts. Göttingen 1984. 44 Seiten.

Je summarischer wir in der Geschichte eines Zeitalters blättern, um so mehr lassen wir sie von einigen wenigen großen Namen geprägt sein. Doch wie beim Bau einer Mauer – gemäß dem sophokleischen Bilde – die großen Steine der Stütze der kleinen bedürfen, so wird in der Geschichte der Menschlichkeit und damit auch in der Geschichte der Wissenschaften oft schwer auszumachen sein, welchen Anteil die epochemachenden Leistungen der Vorarbeit kleinerer im Schatten gebliebener Geister verdanken. Joachim Jungius (1587–1657), um den es in vorliegender Schrift geht, blieb gewiß im Schatten von den Großen, den Kepler, Galilei, Descartes, Newton. Am wichtigsten Orte seines Wirkens, in Hamburg, blieb er jedoch unvergessen, und dort wurde auch vor einigen Jahrzehnten die Joachim-Jungius-Gesellschaft gegründet. Die vorliegende Veröffentlichung trägt die Nr. 52 der Publikationsreihe dieser Gesellschaft.

Der Autor weist auf die interessante Tatsache, daß Jungius nach dem Vorbilde italienischer Akademien die erste naturwissenschaftliche Gesellschaft nördlich der Alpen konstituiert hat (in Rostock, um 1822). In den Statuten heißt es, «Der Zweck unseres Kollegiums soll einzig der sein, die Wahrheit aus der Vernunft und aus der Erfahrung zu erforschen und die gefundene Wahrheit zu erweisen; das heißt, alle Künste und Wissenschaften, die auf Vernunft und Erfahrung beruhen, von der Sophistik zu befreien ...» (Seite 12). Jungius' Wahlspruch lautete: «Von der physica [d. h. den Naturwissenschaften] her muß die Verbesserung der Philosophie anfangen.» Es war sein Ziel, die Naturwissenschaften von der Rolle als dienender Magd der Philosophie zu befreien und ihnen die Funktion einer übergeordneten Kontrollinstanz zuzuweisen.

Der Autor belegt seine Studie durch viele Originaltexte aus den Werken von Jungius und von Zeitgenossen (in deutscher Übersetzung aus dem Lateinischen). Zum Verständnis der Begriffe braucht es – so glaubt der Rezensent – einiger Vorbildung. Was sind beispielsweise hypostatische und synhypostatische Teile, was ist Syndiakrisis und Metasynkrisis, was versteht man unter exannihilativer oder aktupotentieller Transmutation? (Seite 34.)

Joachim Jungius war ein Sohn seiner Zeit. Wenn er nicht durchgezündet hat in die Nachwelt, so liegt das wahrscheinlich, wie Chr. Meinel darlegt, im mangelnden Verständnis für die tragende Rolle des Experimentierens.

Jean Druey

Konrad Moll, *Der junge Leibniz II*. Der Übergang vom Atomismus zu einem mechanistischen Aristotelismus. Der revidierte Anschluß an Gassendi. Frommann-Holzboog, Stuttgart/Bad Cannstatt 1982. 214 Seiten.

Auch wenn sich die einzelnen Schritte eines Gelehrten zur Zeit seiner Berühmtheit mühelos nachvollziehen lassen, sind die Kenntnisse über seine Jugendentwicklung meist sehr lückenhaft. Doch gerade diese Frühphase eines Gelehrtenlebens ist für die historische Forschung von besonderem Interesse, weil nicht selten schon hier die Keime der späteren Entwicklung angelegt sind und weil sie Aufschlüsse über die Kontinuität historischer Vorgänge vermittelt.

Das trifft in ganz besonderem Maße für den frühreifen Leibniz zu, dessen philosophisches Werk weitgehend als eine Ausarbeitung seiner jugendlichen Ideen angesehen werden kann. Mit seinen Studien über den jungen Leibniz möchte der Stuttgarter Theologe Konrad Moll – auf Vorarbeiten von David Selver, Georg Wernick und Willy Kabitz aufbauend – weiter in diesen Problembereich eindringen.

In einem bereits 1978 erschienenen ersten Band («Die wissenschaftstheoretische Problemstellung seines ersten Systementwurfs. Der Anschluß an Erhard Weigels Scientia generalis») war er den Anregungen nachgegangen, die Leibniz während seiner Studienjahre in Leipzig und Jena vorwiegend von seinen traditionell scholastisch ausgerichteten Lehrern Jakob Thomasius und Erhard Weigel empfangen haben mag. Der zweite Band gilt nun Leibniz' anschließender Auseinandersetzung mit der korpuskular-mechanistischen Philosophie, die damals besonders von den philosophischen «Neuerern» in Frankreich und England propagiert wurde.

Moll ist der Auffassung, daß Leibniz während dieser Zeit vorwiegend

durch das philosophische Spätwerk «Syntagma philosophicum» (1649) des französischen Atomisten Pierre Gassendi geprägt war. Er meint auch, daß die bisherige Leibniz-Forschung diesen Umstand nicht genügend beachtet habe, weil sie zu sehr an Descartes, dem erbitterten Gegner Gassendis, orientiert gewesen sei.

Leibniz äußerte sich in seinen späteren Schriften verschiedentlich über seine «atomistische Jugendliebe». Doch schon um 1668 sagte sich der Zwanzigjährige definitiv vom reinen Atomismus los, weil er bei seinen Bemühungen um eine Synthese der beiden überkommenen Denktraditionen des Aristotelismus und der epikureischen Atomistik auf unvermeidliche Widersprüche gestoßen war, die er in seinem Ersten Systementwurf aufzulösen suchte. Die Unmöglichkeit, aus dem «Zusammenspiel von Größe, Gestalt und Bewegung der Kleinstbauteile des Seienden» das gesamte – also auch das geistige – Weltgeschehen abzuleiten, führte Leibniz zu einer nichtatomistischen Substanztheorie, die er auf mechanistischer Grundlage und mit Rückgriff auf die platonischen Ordnungsstrukturen und auf den aristotelischen Formbegriff aufbaute. Sie ist auch Vorläufer seiner späteren Monadenlehre.

In Anbetracht der spärlichen Zeugnisse wendet Moll ein indirektes Verfahren zur Bestimmung des Einflusses von Gassendi an: Er soll durch ausdrückliche Hinweise in Leibniz' Frühwerk, durch spätere Bemerkungen und Erörterungen über seine Entwicklung und durch inhaltliche und methodische Übereinstimmung in den Schriften beider Gelehrten aufgezeigt werden.

Das beachtliche Material, das Moll zu diesem Zweck zusammengetragen hat, bestätigt die ohnehin schon plausible Annahme, daß Leibniz – ebenso wie seine berühmten Zeitgenossen Huygens, Spinoza, Locke, Hooke, Newton und Bayle – sich ausgiebig mit dem Atomismus Gassendischer Ausprägung befaßt hat. Doch seine weitergehende Hypothese, daß der Einfluß der «anderen großen Denker» wie Bacon, Descartes, Hobbes, Pascal und Huygens, mit denen sich Leibniz nachweislich schon damals intensiv beschäftigte, weniger wirksam gewesen wäre, scheint mir durch Molls Untersuchung nicht hinreichend begründet. Sollte Leibniz etwa seine Inspiration bei Gassendi verschwiegen haben, nicht aber diejenige bei diesen anderen Denkern (man vergleiche hierzu die Bemerkung auf S. 81 und 92)?

Der Text ist mit zahlreichen Originalzitaten angereichert, die z. T. «für den naturwissenschaftlich geschulten Leser» – oft leider nur unzulänglich – übersetzt wurden. (Man vergleiche die voneinander abweichenden Über-

setzungen auf S. 93 und 115 oder die auf S. 82 wiedergegebene Übersetzung des Briefes an Oldenburg!). Störend wirkt manchmal auch die etwas unsystematische Anordnung von Text, eingerücktem Zitat (z. B. auf S. 15 und 143) und Anmerkungen (wie das im Text wiedergegebene, obwohl nicht zum eigentlichen Thema gehörige Kapitel I. 2 mit den ausführlichen bibliographischen Angaben über die Gassendi-Literatur). Überhaupt würde eine straffere Organisation des Stoffes dem Werk einen höheren Benutzerwert verleihen, zumal ein Fülle von wertvollen Informationen und Hinweisen in dem reichhaltigen, 60 Seiten umfassenden Anmerkungsteil verborgen ist.

Es ist zu erwarten, daß manche Frage, die in dieser anregungsvollen und mit viel Fleiß ausgeführten Studie angeschnitten wurde, ihre definitive Beantwortung finden wird, sobald der gesamte Leibniz-Nachlaß durch seine Veröffentlichung in der großen, auf 80 Bände angelegten Akademieausgabe der allgemeinen Forschung zugänglich gemacht worden ist.

Karl von Meyenn

Dederick C. Ward und Albert V. Carozzi, *Geology Emerging. A Catalogue Illustrating the History of Geology (1500–1850) from a Collection in the Library of the University of Illinois at Urbana-Campaign.* Robert B. Downs Publication Fund No. 8. University of Illinois Library, Urbana Ill. 1984, 565 S., 106 Abb.

Während dreier Jahrzehnte sammelte die Bibliothek der University of Illinois at Urbana-Campaign Werke zur Dokumentation der Geschichte der Geologie. Der Erfolg schlägt sich im vorgelegten Katalog nieder. Dieser umfaßt separat gebundene Schriften (Bücher, Separatdrucke usw.) und eine kleine Sammlung einzelner geologischer Karten. Von in Zeitschriften erschienenen Artikeln ist nur eine kleine Auswahl indexiert. Der historische Rahmen wird gesteckt durch die Werke Agricolas (Georg Bauer, 1494–1555), dessen Interesse für die Erdwissenschaft aus seinem Beruf als Arzt erwuchs, und das Jahr 1850 als Zeitpunkt, da die Erdwissenschaft in einzelne Spezialgebiete zu zerfallen begann.

Der Katalog ist alphabetisch geordnet und bietet eine vorzügliche Hilfe zum Einstieg in die Geschichte der Geologie. Den Anfänger wird dabei allerdings die bange Frage nach der Vollständigkeit des Katalogs beschleichen. Dem wird durch einen knappen geschichtlichen Abriß der einzelnen erdwissenschaftlichen Disziplinen entgegengewirkt. Fehlt Leibniz' *Protogaea* in den Beständen der Bibliothek, so findet sich der Titel in der

Zusammenfassung erdgeschichtlicher Theorien verzeichnet. Sogar des Luzerner Arztes Karl Nikolaus Lang Schriften über «Figurensteine» finden im Abriß zur Paläontologie Erwähnung.

Der Katalog ist mit Reproduktionen des Titelblattes wichtiger Werke reich illustriert. Von besonderem Nutzen dürfte der Index als Führer zu den katalogisierten Werken sein. Olivier Rieppel

Alireza Djafari Naini, *Geschichte der Zahlentheorie im Orient, im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung persischer Mathematiker*. Verlag Klose, Braunschweig 1982. 222 Seiten.

Das vorliegende Werk enthält eine nach Sachgebieten geordnete Übersicht zur Geschichte der Zahlentheorie im Orient unter besonderer Würdigung der Verdienste persischer Mathematiker. Nach einem kurzen Abriß der Geschichte der Zahlentheorie bis zur Neuzeit behandelt der Verfasser im ersten Teil die einzelnen elementaren zahlentheoretischen Probleme und Methoden (Teilbarkeit, Primzahlen, Rechenproben, magische Quadrate, Lehre der vollkommenen, befreundeten und gleichgewichtigen Zahlen usw.). Im zweiten Teil wendet er sich der Geschichte der unbestimmten Gleichungen und Systeme zu, wobei er neben den Beiträgen der Araber auch diejenigen der Chinesen und Inder eingehend würdigt. Das Werk schließt mit einigen kurzen biographischen Angaben zu den wichtigsten arabischen Mathematikern, die sich auf dem Gebiet der Zahlentheorie hervortaten.

Der Verfasser stützt sein Werk auf die umfangreiche neuere Literatur zur arabischen Mathematik wie auch auf drei bisher unbekannte Texte von Kamāladdīn Fārisī, Muḥammad Bāqir Yazdī und Muḥammad Khātūn Ābādī, aus denen er zahlreiche Zitate bringt. Sein Buch liefert damit eine willkommene Ergänzung zum bisherigen Standardwerk von L. E. Dickson (History of the Theory of Numbers, Washington 1919–1923) und eignet sich dank der thematischen Gliederung vorzüglich zur raschen Übersicht über einzelne Gebiete und Gegenstände der Zahlentheorie. Zu bedauern ist, daß das umfangreiche Material neben dem Personenindex nicht auch durch einen Sachindex erschlossen wird, wobei das detaillierte Inhaltsverzeichnis diesen Mangel freilich etwas mildert. Erwin Neuenschwander

Andor Kertész, *Georg Cantor, 1845–1918. Schöpfer der Mengenlehre*. Bearbeitet von Manfred Stern, Acta Historica Leopoldina, Nummer 15, 1983, Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, Halle 1983. 118 S., 23 Abb.

Der reichbebilderte Band enthält eine lebendig geschriebene Biographie von Georg Cantor und gibt eine leichtverständliche Einführung in die von ihm entwickelte Mengenlehre. Dem Werk liegt ein Vortrag vor der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina von A. Kertész zum 125. Geburtstag von Cantor zu Grunde, der von ihm ausgearbeitet und erweitert, und nach seinem Tod von Manfred Stern für den Druck bearbeitet wurde.

In den mehr biographisch ausgerichteten Kapiteln 1–6 schildert der Verfasser zunächst Cantors äußere Lebensumstände (Elternhaus, Ausbildung, gesellschaftliches Umfeld, Beziehungen und Lehrtätigkeit in Halle) und würdigt kurz dessen Persönlichkeit und mathematischen Verdienste. Hierbei beleuchtet er unter anderem Cantors Ansichten über die reellen Zahlen und das Unendliche in der Mathematik und zeigt anhand zahlreicher Zitate von Zeitgenossen, wie dessen Mengenlehre in den ersten Jahren meist auf Ablehnung stieß. Die biographische Darstellung wird ergänzt durch zahlreiche Porträts, Abbildungen von Urkunden und Briefen usw.

In den erst nachträglich hinzugefügten Kapiteln 7–10 skizziert der Verfasser alsdann die Grundzüge der Cantorschen Mengenlehre, d.h. im wesentlichen die Theorie der Kardinalzahlen, wobei er viele der von Cantor gefundenen Resultate und Methoden darlegt (Mächtigkeit der Menge der rationalen, algebraischen und reellen Zahlen, Mächtigkeit der Menge aller Punkte eines Raumes mit abzählbar unendlicher Dimension, erstes und zweites Cantorsches Diagonalverfahren, usw.). Erwähnt werden ferner die Antinomien und die Kontinuumhypothese. Der Band schließt mit einem Verzeichnis der von Cantor an der Universität Halle angekündigten Vorlesungen, einer Zusammenstellung von Pressezeugnissen zu Cantor, der Liste seiner Werke sowie einer umfangreichen Bibliographie.

Erwin Neuenschwander

Zum Werk Leonhard Eulers. Vorträge des Euler-Kolloquiums im Mai 1983 in Berlin. Herausgegeben von E. Knobloch, I. S. Louhivaara und J. Winkler. Birkhäuser Verlag, Basel/Boston/Stuttgart 1984. 238 S. Fr. 68.–.

Leonhard Euler, dessen 200. Todestag im vergangenen Jahr u. a. an seinen drei Wirkungsstätten gefeiert wurde, gehört zweifelsohne zu den wichtigsten und innovativsten Mathematikern aller Zeiten. Während der vor kurzem ebenfalls im Birkhäuser Verlag erschienene Basler Gedenkband «Leonhard Euler. 1707–1783. Beiträge zu Leben und Werk» (Rezension in Gesnerus *41*, S. 197) eine breitgefächerte Würdigung von Eulers weitgespanntem Werk enthält, konzentriert sich der hier vorliegende Band des

Berliner Kolloquiums auf Eulers Verdienste auf dem Gebiete der Analysis, wobei vor allem die an Euler anschließende Entwicklung gewürdigt wird.

Das Werk beginnt mit zwei Übersichtsartikeln von H. Bauer und S. Hildebrandt zur Entwicklung der Potentialtheorie und Variationsrechnung seit Euler. Darauf folgen drei Beiträge mit stärkerem historischen Bezug von E. A. Fellmann, C. J. Scriba und R. Taton, die sich mit neuen Einsichten zu Eulers Mathematik aufgrund einer kritischen Analyse des Briefwechsels befassen. Die restlichen acht Beiträge, die etwa die Hälfte des Werkes umfassen, geben Überblicke zum heutigen Stand analytischer Forschungsgebiete von Euler. So behandelt A. Baernstein II die Fortschritte in Nevanlinnas Theorie der meromorphen Funktionen, P. L. Butzer einige Anwendungen der Funktionalanalysis auf die Approximationstheorie, A. Cornea geordnete konvexe Kegel in der Potentialtheorie, G. Grubb die Behandlung von Randwertproblemen mit Pseudodifferentialoperatoren, G. Hämmerlin die Entwicklung bei der praktischen Behandlung von Integralgleichungen, E. Heinz das Plateausche Problem für Polygone, O. Lehto die Geschichte der quasikonformen Abbildungen und schließlich K. Strebel die Theorie der quadratischen Differentiale. Erwin Neuenschwander

Judith Bryce, *Cosimo Bartoli (1503–1572), The Career of a Florentine Polymath.* In: Travaux d'Humanisme et Renaissance, N° 191. Genf 1983.

Der «Polymath» – der Vielgelehrte – Cosimo Bartoli befaßte sich mit Geschichte, Architektur, bildender Kunst und Musik, machte Übersetzungen ins Italienische von Boethius, Marsilius Ficinus, Leon Baptista Alberti u. a., war zeitweise auch Agent der Medici in Venedig, korrespondierte mit Giorgio Vasari, kurz: er war, wie der Untertitel besagt, ein vielseitig interessierter und tätiger Gelehrter, wie sie auch in der späteren Renaissance zahlreich vorkamen. Der Grund, weshalb sich die Besprechung seiner Biographie in einer wissenschaftsgeschichtlichen Zeitschrift rechtfertigt, liegt darin, daß er in seinen Kommentaren zu Dantes «Divina Commedia» nicht nur als erster (1547) eine korrekte Beschreibung der Anatomie des Auges in italienischer Sprache vortrug, sondern daß er auch der Verbreitung der angewandten Mathematik Vorschub leistete, indem er Albrecht Dürers «Elementa Geometrica» und Oronce Fines «Protomathesis» einem breiteren Publikum zugänglich machte. Auch hatte er sich an den Vermessungen des florentinischen Katasters beteiligt. Die vorliegende Biographie ist ausführlich, auch was Herkunft und gesellschaftlich/politische Umwelt Bartolis betrifft. Sie behandelt aber einen Gelehrten, den die Autorin selbst als einen

nicht hervorragenden Mann beschreibt, dem Originalität, Humor und Erfolg mangelten. Er sei ein Konformist gewesen und habe das Neue gescheut. Eine 358seitige Biographie über eine dergestalt als «Non-valeur» beschriebene Persönlichkeit hinterläßt beim Leser daher einige Fragezeichen, auch wenn er sich bewußt ist, daß ein negatives Resultat die Historie trotzdem befruchten kann. Antoinette Stettler

Adressen der Rezensenten

Prof. Dr. med. h. c. mult. Erwin H. Ackerknecht, Ottikerstraße 42, CH-8006 Zürich
PD Dr. phil. Heinz Balmer, Medizinhistorisches Institut, Rämistraße 71, CH-8006 Zürich
Félix Bloch, Libraire, 10, route de Rolle, CH-1162 St-Prex
Prof. Dr. Urs Boschung, Bühlstraße 26, CH-3012 Bern
Dr. Jean Druey, Schnitterweg 52, CH-4125 Riehen
Dr. Hans-Rudolf Fehlmann, Schloßapotheke, CH-5103 Wildegg
Prof. Dr. med. Carl Haffter, Petersgasse 50, CH-4051 Basel
Dr. med. Roger Mayer, 9, rue Michel-Chauvet, CH-1208 Genève
Dr. Karl von Meyenn, Seidenstraße 36, D-7000 Stuttgart 1
PD Dr. phil. Erwin Neuenschwander, Mathematisches Seminar, Rämistraße 76, CH-8001 Zürich
Dr. Olivier Rieppel, Paläontologisches Institut, Künstlergasse 16, CH-8006 Zürich
Dr. sc. nat. Dr. phil. Gottfried Schramm, Waidspital, Tièchestraße 99, CH-8037 Zürich
Frau Dr. med. Antoinette Stettler, Kirchenfeldstraße 45, CH-3006 Bern

---

Redaktionsschlüsse für die nächsten Hefte des Gesnerus:

28. Februar für Heft 1986, das anfangs Juni erscheint.
29. August für Heft 1986, das Ende November erscheint.